

Feierabend

Unterhaltungs-Beilage
der
Sächs. Volkszeitung

N. 3

Sonntag den 17. Januar

1909

Schweizer Kulturkampfbilder.

Von F. Graudaus.

2. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Drittes Kapitel.

Herr Felix Werner, welcher dem ultramontan gesinnten und zur Disposition gestellten Kassierer Kramer das Häuschen, in dem dieser schon seit dreißig Jahren wohnte, gekündigt hatte, war ein reicher Fabrikbesitzer, Stadtrat und Mitglied verschiedener Vereine. Ohne gerade in wissenschaftlicher Beziehung eine Leuchte zu sein, — denn mit aller Not hatte er das Examen an der höheren Stadtschule bestanden —, zählte er doch zu der „Intelligenz“ der Stadt und pochte gewaltig auf seine Bildung und Humanität. Er war ein ausgesprochener Feind der Kirche, hauptsächlich, weil er nie eine Kirche besuchte und mit dem Pastor seiner Pfarrei auf gespanntem Fuße lebte, zudem hatte er Geld und glaubte, „nach niemand etwas fragen zu müssen“. Seine Religion faßte er in die schön klingende Phrase: „Tue recht und scheue niemand“; auch wußte er viel von dem „eigentlichen Kern“ des Christentums, der Nächstenliebe, zu sprechen, und verstand es meisterhaft, über die „Intoleranz“ der Römlinge zu schimpfen. Alle staatsfreundlichen Adressen trugen seinen Namen, und obgleich er in politischer Beziehung ein Vollblutdemokrat war, stand er doch jetzt bei allen Erlassen der zentralistisch gesinnten Berner Regierung „aus innerster Ueberzeugung“ voll und ganz auf seiten dieser Regierung, weil man, wie er sagte, dieselbe in dem Kampfe gegen Rom mit allen Mitteln unterstützen müsse, wenn auch die Eigenart der schweizerischen Verfassung allmählich sich von der vollkommenen Volksherrschaft entfernen und die vornehme Klasse die Zügel der Regierung an sich reißen sollte; auch hielt er bei Zweifeln und sonstigen Gelegenheiten gewaltige Kulturreden, die er vorher mit Dr. Blumenfeld einstudiert hatte.

Am zweiten Weihnachtstage saß Herr Werner in seiner behaglich durchwärmt, elegant eingerichteten Wohnstube und las die soeben eingetroffenen Zeitungen, als man ihm meldete, sein Abmieter Kramer wünsche ihn zu sprechen.

„Was will der Mensch?“ fuhr Werner auf; „kommt er etwa, um zu betteln, daß ich die Kündigung rückgängig mache? Sagen Sie ihm, ich sei nicht zu Hause!“

„Ich hatte dies erwartet,“ sagte der alte Kramer eintretend, „deshalb folgte ich der Magd. Weisen Sie mich in der Tat zurück, ohne mich gehört zu haben, Herr Werner?“

„Nun, was wünschen Sie denn?“ fragte dieser, ungeduldig auf den Mann zuschreitend; „aber fassen Sie sich kurz, meine Zeit ist kostbar.“

„Sie haben richtig vermutet, ich komme nicht zu betteln, aber Sie zu bitten, mich nicht aus dem Häuschen zu weisen.“

„Das geht nicht, mein Entschluß ist unwiderruflich.“

„Aber weshalb denn, Herr Werner? Habe ich meine Miete nicht stets pünktlich bezahlt? Und zu sonstiger Zwecken können Sie das kleine Haus ohne Hofraum in der engen Gasse doch nicht benutzen. Ich wohne so viele Jahre in demselben und möchte nun für den Rest meiner Tage nicht wechseln, zumal nicht jetzt im Winter.“

„Was ich mit dem Häuschen will, kümmert Sie nicht, Kramer, selbst wenn es leer bleiben sollte. Gehen Sie, es bleibt bei dem, was ich gesagt.“

„Aber um Gottes willen, so sagen Sie mir wenigstens den Grund, weshalb Sie so handeln!“

„Gut, den sollen Sie hören; ich will mit einem Ultramontaner nichts zu tun haben! Nun wissen Sie's und können gehen.“

„Ah so! . . .“

Der alte Mann, dem vor Leid und Zorn die Tränen in die Augen traten, machte kurz fecht und verließ das Gemach. „Wie Gott will!“ murmelte er. —

In dem Nebenzimmer saß die Tochter des Hauses nachlässig hingeworfen in die Kissen eines Sofas, und während sie in der Rechten kokett eine Schmachtkloche tanzen ließ, streichelte sie mit den beringten Fingern der Linken den Nacken einer schnurrenden Angorafaze, auf deren schwarzem glänzenden Felle sich das Armband prächtig abhob. Ihr zur Seite saß Dr. Blumenfeld, der durch ein in die Falte der Nasenwurzel gepreßtes goldgefäßtes Lorgnon der reichen Tochter des Hauses bewundernde Blicke zuwarf und sich so liebenswürdig wie möglich machte.

Eugenie zählte zwanzig Jahre, stand also in dem Alter, in welchem sie alle zur Führung einer Haushaltung nötigen Kenntnisse sich schon angeeignet haben mußte. Allein von all diesen Dingen verstand sie gar nichts; in der Küche war sie fast nie gewesen, und nie hatte sie irgend eine Arbeit in derselben verrichtet; ebensowenig verstand sie vom Waschen, Bügeln und den anderen weiblichen Hausarbeiten. Sie war eben nicht zur Hausfrau, sondern zur Modedame erzogen worden. Bis zum 18. Lebensjahre hatte Eugenie ein französisches Pensionat besucht, in welchem sie alles Mögliche, was eine Hausfrau nicht nötig hat, lernte, und wo das Nötige zu erlernen eine Gelegenheit nicht geboten ward. Sie hatte viel Romane gelesen, spielte Klavier und plapperte allerliebste französisch; auch schwärmte sie für die Frauenemanzipation und für Offiziere. Ihr Vater hatte nicht verabsäumt, seine Tochter „in die Welt“ einzuführen, das heißt er besuchte mit ihr die Theater, Konzerte und Bälle und freute sich, wenn Eugenie so herrlich zu plaudern und mit allen so schön zu tun wußte. Die Mutter war zwar mit dieser Erziehungsmethode nicht einverstanden; sie hätte lieber gesehen, wenn ihr Kind sich auch des Hauswesens angenommen und um andere Dinge, als bloß um Modejournale, Bälle und Kaffeekränzchen bekümmert hätte, allein die aufgeklärtere und fortgeschrittene Tochter meinte, die „harsbadene“ Mutter „verstehe von solchen Sachen nichts“, und der aufgeklärte Vater warf der besorgten Mutter vor, sie gönne ja ihrem Kinde auch kaum ein Vergnügen.

Eugenie war nicht schön, aber sie wußte das, was ihr an natürlichen Reizen abging, durch künstliche zu ersetzen. Ein großer Haarberg, der auf fremdem Boden großgezogen worden, und von dem sich einzelne Locken auf die Schultern niederringelten, deckte den Hinterkopf; die Pracht ihrer Kleider und der „Geschmack“, den sie in denselben zu entfalten wußte, erregte den Reiz all ihrer Freundinnen, kurz, sie verstand es, den Wünschen ihres Vaters, der sein Töchterchen gern bewundert sah, in vollem Maße gerecht zu werden. Sie liebte es namentlich, mit gelehrten Herren gelehrte Gespräche zu führen, obgleich sie nur allgemeine Phrasen aneinanderreihen konnte, welche sie bei ihrem Romanlesen sich angeeignet hatte. So war sie namentlich sehr erfreut, wenn sie die Ehre hatte, mit Dr. Blumenfeld sich zu unterhalten,

weil derselbe allgemein in der Stadt als hervorragender Gelehrter galt.

„Es geht Ihnen wohl noch gut, werter Fräulein?“ fragte der Doktor, indem er mit der freundlichsten Miene lächelte.

„Ich danke bestens, verehrtester Herr Doktor,“ entgegnete Fräulein Eugenie, „es geht mir sehr gut. Mein Streben ist, mir das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten, jede Unebenheit zu umgehen, in vollen Zügen zu genießen, so lange der Körper noch frisch und genussfähig ist, denn nach dem Tode, wenn das Selbstbewußtsein aufhört, ist alles aus und der geträumte Himmel, der dem armen Menschenkinde als Lockspeise vorgehalten wird, läßt uns im Stiche; schaffen wir uns deshalb den Himmel auf Erden.“

„Ihre Philosophie ist so übel nicht, nur fürchte ich, daß die Verwirklichung derselben auf mancherlei Schwierigkeiten stößt. Sie haben bis jetzt das Leben nur von der heiteren Seite kennen gelernt, Fräulein, Sie sind im Schoße des Reichthums geboren, und jeder Ihrer Wünsche findet Befriedigung. Sie ahnen nicht, welche Fülle des Schmerzes und der Leiden das Leben birgt.“

„Ich ahne dies wohl, und deshalb bin ich bestrebt, es nur bei der Ahnung zu belassen. Ich habe einmal gelesen, daß der ärgste Feind des Menschen gerade der Mensch, daß einer der Teufel des anderen sei, und ich glaube, daß es wahr ist. Auf alle die schönen Worte: Menschenliebe, Nächstenliebe, Humanität usw. gebe ich nichts; man verlangt, daß die Völker sich lieben, obschon die Einzelnen es nicht einmal können; Leute, die in ein und demselben Hause wohnen, vertrauen sich nicht, Mann und Frau können den Geist des Unfriedens, die Zwietracht nicht bannen, und da schwärmt man für kosmopolitische Verbrüderung! Phrasen. Die einzige Triebfeder des Menschen ist der Egoismus, die nackte Selbstsucht, und ich bin wenigstens aufrichtig genug, zu bekennen, daß ich in allen Dingen mein eigenes „Ich“ voranstelle.“

„Im großen und ganzen mögen Sie recht haben, allein Sie werden nicht in Abrede stellen können, daß wir neben diesem Egoismus auch der Hingebung des Einzelnen für das Gemeinwohl, der Opferung persönlicher Interessen, sogar des Lebens für das Wohl des Volkes häufig genug in der Geschichte und im Leben begegnen.“

„Freilich; aber diese scheinbar selbstlosen Beweggründe wurzeln dennoch in der Selbstsucht, und sei es auch nur der Gedanke an den Nachruhm, der als geheimer Sporn dient. Sogar die Missionäre, welche auf alle Genüsse des Lebens verzichten und unter die Wilden gehen, um diesen das Evangelium zu predigen, und die Nonnen, welche sich der Krankenpflege widmen, nehme ich nicht aus, denn sie hoffen, sich hierdurch ein hohes Stühlchen im Himmel zu verdienen.“

„Nun, mein Fräulein, wenn es einen Himmel gibt und einzelne Menschen ihn sich auf solche Weise zu verdienen suchen, daß sie sich für das ewige und zeitliche Wohl ihrer Mitmenschen zum Opfer bringen, so finde ich diese Selbstsucht sehr berechtigt.“

Eugenie lachte auf.

„Sie werden ja plötzlich fromm, Doktor! — Apropos, ist es wahr, daß am nächsten Sonntag ein Staatspfarrer aus Bern hierher kommt? Sie sollen sich ja außerordentlich für die Bildung einer staatsstreuen Pfarrgemeinde bemüht haben; daher auch wohl Ihre frommen Ansichten!“

„Ladeln Sie denn mein Interesse an dieser religiösen Angelegenheit?“

„Gewiß, denn so viel ich Sie kenne, sind Sie Freidenker und glauben ebenso wenig an die Lehre Roms als an die der Professoren in Bern.“

„Schließt dies denn aus, daß ich mich dieser Reform auf politisch-religiösem Gebiete annehmen darf?“

„Ich vergesse zum mindesten die Konsequenz; Sie sind Materialist, schwören auf Moleschott, Feuerbach, Strauß

und Renan; wie kann Sie da noch irgend welche positive Religion interessieren?“

„Die Religion ist uns Nebensache, die Politik die Hauptsache. Der Staat will eine von Rom unabhängige Nationalkirche, und in diesem Streben muß ihn jeder patriotisch gesinnte Mann unterstützen.“

„Ich habe mich bis jetzt um den ganzen Streit wenig gekümmert, auch Papa nicht, denn einesteils meint er, das dumme Volk wäre gar nicht zu bilden und müsse und wolle kumm bleiben, andernteils billigt er nicht die Art und Weise, d. h. die Gewaltmittel, mit denen man vorgeht; aber wissen möchte ich doch, was die Berner Herren eigentlich bezwecken. Sie sagen: „eine Nationalkirche“. Das klingt schön, scheint mir aber ein Ding der Unmöglichkeit, denn man kann doch nicht alle Menschenkinder, welche der schweizerischen Nation angehören, so dressieren, daß alle ein und dasselbe Glaubensbekenntnis annehmen. Und da Sie, Herr Doktor, sich dieser Berner Religionsreform so warm annehmen, so müssen Sie doch genau wissen, welche Glaubenssätze diese Reformatoren bestehen lassen wollen. Man sagt, es sollten alle Dogmen der römischen Kirche mit bloßer Ausnahme der Unfehlbarkeit festgehalten werden. Wenn das wahr ist, Herr Doktor, dann darf ich mir wohl die Frage an Sie erlauben, ob Sie alle Dogmen mit Ausnahme der Unfehlbarkeit annehmen.“

Blumenfeld rückte einigermaßen verlegen auf seinem Stuhle hin und her. „Diese Frage ist schwer zu beantworten, Fräulein,“ versetzte er, „da die Glaubenslehren auf vielerlei Art ausgelegt werden, und ich also eine genaue Erläuterung meines Glaubensbekenntnisses beifügen müßte. Uebrigens muß nach meiner Meinung die Reformbewegung etwas weiter gehen, sie darf bei der bloßen Verwerfung der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht stehen bleiben. Die Sache ist noch nicht recht klar: das weitere muß sich erst im Laufe der Zeit ergeben.“

„Und für eine solch unklare, verschwommene Sache treten Sie in die Schranken? Sie wissen selbst nicht, wie weit die Bewegung gehen wird, und sammeln dennoch Unterschriften? Doch, das ist Ihre Sache.“

Der Doktor stand auf mit der Bemerkung, daß er bedauere, sich schon entfernen zu müssen, um einer ergangenen Einladung Folge zu leisten. Unter den freundlichsten Worten ward Abschied genommen. Als der Doktor draußen war, schüttelte er ärgerlich den Kopf. Er hatte die Absicht, Eugenie zu heiraten, denn er bedurfte ihres Vermögens, um sorgenfrei zu leben. Er hatte gehofft, heute seinem Ziele um einen Schritt näher zu rücken, ihr wenigstens sagen zu können, daß er sie liebe; und nun hatte Eugenie ihm gar keine Gelegenheit geboten, seine wohl ausgedachte Rede zu halten, und sogar den Freimut gehabt, ihm haarscharf nachzuweisen, daß er für die Berner Religionsänderung gar nicht eintreten dürfe, weil er selber gar keinen katholischen Glaubenssatz mehr festhalte. Seine Hoffnung, bei ihr einen Erfolg zu erzielen, war bedeutend gesunken. Er wollte aber schnell zu seinem Ziel kommen, d. h. ein reiches Mädchen heiraten, gleichviel welche. (Fortsetzung folgt.)

Religion des Herzens.

Ich kenne einen Tabernakel,
Des Herzens geweihten Ort,
Da funkelt wie in der Ampel
Ein Lichtlein immerfort.
Das Lichtlein, gleich dem Glauben,
Der's Heiligtum bewacht,
O laß ihn dir nicht rauben,
Weil sonst die Schreckensnacht,
Die hoffnungslose, käme
Und dir dann alles nähme,
Was heilig, gut und schön.
Wenn auch kein Credo schallet
Durch deines Herzens Raum,
Noch Lichterglanz durchströmet
Dein Sein wie schöner Traum;

Nur eins verlangt dein Schöpfer:
Bring rein dein Herz ihm dar.
Er sieht ja nicht auf Opfer,
Dein Herz ist ihm Altar,
Drauf du dich weihst von Herzen
In Liebe und Geduld,
Bezahlt mit vielen Schmerzen
Und Mühe deine Schuld.

Eine Lieblingsgeschichte des Kaisers.*)

Ein Abenteuer auf der Themse von Paul Keller.

Mein Freund hat die wahrhaftige Geschichte seines Abenteurers in London dem Kaiser selbst erzählt, hat sie zum Amusement der kaiserlichen Gäste wiederholt erzählen müssen. Sonst geht er sparsam um mit seiner Abenteur, nicht etwa, weil er sie für die vornehmsten Kreise reservieren will, sondern weil er bei der Geschichte selbst nicht gerade eine hervorragende Rolle spielt. Nun aber ist es lange her, und ich habe mit ihm verabredet, die ganze Geschichte mal in Druckerschwärze zu tunken. Ja, gebe ihm selbst das Wort:

„Weißt du, was die Oxford-Cambridge Boat-Race ist? Nichts Genaues? Also eine Ruderwettfahrt in Achtern zwischen Studenten der Universität Cambridge und Studenten von Oxford. Die Cambridger sind die Hellblauen und die Oxforder die Dunkelblauen. Natürlich wettet die Hälfte von London auf Hellblau, die andere Hälfte auf Dunkelblau. Die Damen tragen dunkel- oder hellblaue Toiletten, Hüte, Schleifen (natürlich die Farbe, die sie am besten kleidet); Herren tragen hell- oder dunkelblaue Kravatten, Kinder hell- oder dunkelblaue Fähnchen, die Droschkenfutcher hell- oder dunkelblaue Bänder an den Peitschen. Ein Volksfest, ein Rummel! Ganz London auf der Themse oder wenigstens an der Themse.“

Also ich stand damals mit einem großen Sportblatt in Verbindung, war reiselustig und fuhr extra von Berlin nach London, um an der Oxford-Cambridge Boat-Race teilzunehmen und meinem Blatte Bericht zu erstatten. In London treffe ich einige Bekannte und mache mit ihnen eine lange Nacht. Als ich um fünf Uhr früh ins Hotel kam, fühlte ich mich ruhebedürftig und schlafte und schlafte und schlafte richtig bis 1/10 Uhr.

Punkt 10 Uhr aber fuhr der Pressedampfer vom Londoner Kai aus hinaus nach Putney. Ich heraus aus dem Bett und die Unterhose verkehrt anziehen war eins. Donnerwetter! Extra nach London gekommen und nun — Schwerenot, wo sind die Strümpfe? — Wenn bloß der Krage nicht so blödsinnig eng — Waschen? Ich wasche mich andermal wieder — Himmel, da ist ja mein linker Schuh am rechten — Portier! Portier! Waiter! Waiter! Einen Wagen! Ein cab! Sofort!

Ich flog die drei Treppen hinab und stieß mir sechs Peulen, auf jeder Treppe zwei, sah im Wagen, versprach dem Kutcher eine königliche Belohnung. Die Bestie hatte hellblaue Peitschenschnure, und ich trug eine dunkelblaue Mütze. Er ein Cambridger, ich ein Oxforder! Trotzdem fuhr er splendid. Und wir kamen zurecht. Ich konnte gerade noch den Pressedampfer abdampfen sehen. Ich streckte die Arme nach ihm aus, ich brüllte hinter dem Schiffe her, dann setzte ich mich auf einen Straßenstein und knirschte vor Wut mit den Zähnen. Da sah ich dicht an der Ufermauer einen stattlichen Dampfer liegen. Leer! Nur ein paar Bedienungsmannschaften lungerten träge herum und der Kapitän spazierte auf Deck hin und her.

„Sir!“ rufe ich dem Kapitän zu, „ich habe den Pressedampfer verpaßt! Wollen Sie mich auf Ihrem Schiff nach Putney fahren?“

„Aber sehr gern, mein Herr!“ erwidert er in freundlichstem Ton; „es wird mir ein Vergnügen sein, Sie nach Putney zu fahren.“

*) Aus dem „Guckkasten“, illustrierte Wochenschrift für Humor, Kunst und Leben, herausgegeben von Paul Keller, mit Erlaubnis des Rolf-Verlages, Berlin SW. 48, entnommen.

„Und welches ist der Preis für den Extradampfer?“

„O, mein Herr, der Preis ist Nebensache. Steigen Sie nur ein, Sir, Sie werden sehr zufrieden sein. Indes vergeht sonst unnütz die Zeit.“

Das sah ich ein, und ich bestieg das Schiff, auf die Gefahr hin, daß mir hinterher der Mann eine exorbitante Summe abverlangte. Ich mußte doch nach Putney! Ein Kommandowort nach dem Maschinenraum, ein Signal, das Schiff setzte sich in Bewegung. Und ich war sein einziger Passagier! An einem solchen Tage, wo sonst alle Schiffe überfüllt waren. Ein freudiger Stolz, ein Gefühl großer Vergnügtheit ergriff mich.

Der Kapitän trat an meine Seite und sagte:

„Mein Herr, wir haben hier an Bord einen brillanten Auslugsposten. Sehen Sie, hier, wo die Bordwand unterbrochen und durch ein schmales Geländer ersetzt ist! Stellen Sie sich hierher! Hier sehen Sie alles.“

Ich war dem liebenswürdigen Manne aufs äußerste dankbar, drückte ihm gerührt die Hand und stellte mich an den bezeichneten Ort.

Eine prachtvolle Aussicht! Eben kommt eine blumengeschmückte Gondel vorbei. Dunkelblaue Fahne, alle Insassen mit dunkelblauen Abzeichen. Oxforder!

Da mit einem Male stuzen die Leute im Boote, betrachten mein Schiff, betrachten mich und — brechen in ein schallendes Gelächter aus. Und ich schwenke vergnügt meine dunkelblaue Mütze. Als die Leute das sehen, jubeln sie noch viel lauter. Entzückend diese übersprudelnde Fröhlichkeit!

Da — ein Boot mit Hellblauen! Die gegnerische Partei. Aber auch sie — auch sie brechen ja in ein jubelndes, in ein schallendes Gelächter aus . . .

Manu!

Was haben die Kerls zu lachen?

Aha, das ist Hohn! Sie sehen, daß ein Dunkelblauer sich verspätet hat und ein Extraschiff nehmen mußte. Glaubt nur nicht, daß ich mich über euch ärgere! Im Gegenteil, ich schwenke herausfordernd meine dunkelblaue Mütze und wundere mich nur, daß diese lumpigen hellblauen Kunden so blödsinnig vergnügt weiter lachen.

Donnerwetter, was ist das dort drüben am Strande? Ein Menschenauflauf. Männer, Weiber, Kinder stürzen herbei und alles zeigt auf mein Schiff und auf mich, der ich an seinem sichtbarsten Punkte stehe, und eine donnernde Rachsache tönt vom Ufer herüber. Ich winkte hinüber — stürmischer Jubel! — ist begude und betaste bestürzt meinen Anzug, — zwerchfellererschütternde Heiterkeit, — ich drehe mich verwirrt dreimal um meine Achse — ein brüllendes Gewiehere, — ich reiße einen kleinen Spiegel aus meiner Tasche und betrachte mich — die Leute wollen bersten!

„Um Himmelswillen, Kapitän, what is the matter?“

„A little crazy!“ sagt er pflegmatisch.

„Was, ein bißchen verrückt? Total verrückt ist diese Gesellschaft!“

Ein zweites, drittes, viertes, — zehntes Boot fährt vorüber und alle, alle, alle Insassen lachen, lachen, lachen ein wahnsinniges, tollhäuslerisches Gelächter. „Kapitän, jagen Sie mir — erklären Sie mir um Himmelswillen — das ist ja — das ist ja —“

„Boat race,“ sagte er schmunzelnd. Ein Schrei. Ein „Seelenverkäufer“, in dem zwei Leute gefessen haben, ist gefentert. Die Kerle klammern sich an ihr Boot, kämpfen mit den Wellen und lachen, lachen, — — sie erlaufen beinahe und zeigen doch auf mich und lachen — lachen —

Also — irgend jemand mußte hier verrückt sein! Und da doch wahrscheinlich nicht ganz London plötzlich toll geworden war, so war wahrscheinlich ich — — — Ich zittere vor Aufregung.

Da — ein Marineschiff kommt daher. Endlich ein ernstes Fahrzeug. Ein wildes, knallartiges Gelächter der Mannschaft samt der Offiziere . . . „Es ist ein guter Tag heute!“ sagt freundlich der Kapitän.

„Guter Tag?“ Rundum dröhnt die Luft, knallt, prasselt, öchzt, stöhnt, heult es vor Gelächter. Am Strande, auf kleinen Booten, auf Segelschiffen, auf Dampfern, überall, überall diese entsetzlich lachenden Menschen. Unheimlich, grauenhaft ist diese Situation.

Da endlich sehe ich den Pressedampfer. „Halt! Kapitän, halt! Ein Boot! Ich will da hinüber! Da auf den vernünftigen Pressedampfer. Dort — dort sammeln sich die Hell- und Dunkelblauen zum Start. Die ganze internationale Pressegesellschaft sieht zu. Aber plötzlich verliert für sie die boat-race alles Interesse, alle wenden sich meinem Schiffe zu, und ein internationales Gelächter erdröhnt, untermischt mit Jubelrufen in aller Herren Sprachen.

Kalter Schweiß rinnt mir von der Stirne. Auch diese, — auch diese Internationalen! Nur mühsam suchte ich noch mit den Armen.

„Was bin ich Ihnen schuldig?“ leuchte ich.

„Nichts!“ sagt der Kapitän.

„Nichts? Für einen Extradampfer — nichts?“

„Im Gegenteil,“ fährt der Kapitän fort, „meine Gesellschaft ist Ihnen zu großem Dank verpflichtet, und ich bedauere nur, daß es nicht möglich ist, Sie ständig für uns zu engagieren. Bitte behalten Sie dies zum freundlichen Andenken!“

Er gibt mir ein kleines Paket. Mir ist schon alles eins; ich nehme das Paket. Endlich sitze ich in einem Boote, das mich nach dem Pressedampfer bringen soll, von dem unaufhörlich das Gelächter weiterdröhnt.

Wie ich etwas Distanz gewonnen habe, wage ich es, einen Blick auf das verlassene Zauber-, und Gelächterschiff zu werfen.

Da sehe ich, — — — daß der ganze mächtige Schiffsrumpf mit schreienden Plakaten bedeckt ist.

Ein Reklameschiff ist es.

Und ich lese:

„Beechams Pillen! Beechams Pillen! Alle Krankheiten kommen aus der Leber! Und die Leber wird einzig geheilt durch Beechams Pillen! Wer an Cholera, Verstopfung, Gehirnschwund, Bartlosigkeit, Milchsieber, Krätze, Triefaugen, Plattfüßen, Pudel, roter Nase, Nabelbruch, Sühneraugen oder Altweiberbrand leidet, nehme Beechams Pillen!!!!“

Die Liste war noch viel länger, noch viel injuriöser.

Die Hauptsache aber:

Unter dem Auslugsposten, auf dem ich gestanden und auf dem ich in der Erregung meine wilden Gesten gemacht hatte, war eine Riesenhand mit nach oben gestrecktem Zeigefinger gemalt und daneben stand:

„Sehet diesen Mann! Er hat an sämtlichen Krankheiten gelitten, die an unserem Schiff verzeichnet stehen. Er hat Beechams Pillen genommen und ist kuriert worden. Seht seine freundlichen und kräftigen Bewegungen!“

Das kleine Paket, das mir der wohlwollende Kapitän zum Andenken überreicht hatte, enthielt eine Schachtel Beechams Pillen.

Humoristisches.

„Unmöglich. Richter: Zeuge, sind Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert?“ Zeuge schweigt. Richter: „Ich frage Sie nochmals: Sind Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert?“ Zeuge: „Aber Herr Rat, das ist doch unmöglich, denn der Kläger ist der Preussische Eisenbahnklub und die Beklagte ist die Allgemeine Ortskrankenkasse in Rixdorf.“

Ein Mißverständnis. Richter: „Angeklagter, sind Sie schon vorbestraft?“ Angeklagter: „Ja, unschuldig.“ Richter: „Das will ich nicht wissen. Mit wieviel und weshalb sind Sie vorbestraft?“ Angeklagter: „Mit sieben Tagen, wegen eines Mißverständnisses.“ Richter: „Wie ist das zugegangen?“ Angeklagter: „In der Badeanstalt war bekannt gemacht: „Ein Bad mit Wäsche 75 Pfennig, ein Bad ohne Wäsche 50 Pfennig.“ Ich bezahlte 75 Pfennig und

habe dann die Wäsche — mitgenommen.“ Richter: „Ach so! Sind Sie noch weiter bestraft?“ Angeklagter: „Nein, seitdem habe ich nicht mehr.“

Begierbild.



Wo bleibt nur mein Junge? Er wollte doch pünktlich zum Essen hier sein!

Rätsel - Ecke.

Bilderrätsel.



Kapselrätsel.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in nachstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Reichtum, Ordensfost, Magistor, Silontium, Höber, Schweizerai, Augenblick, Geist, Goldrogen.

Rätsel.

—l, —st, —m, —e, —r, —id, —f, —nung.
Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben anstelle der Striche gesetzt die obigen Wortteile zu bekannten Hauptwörtern ergänzen.

Auflösung des Begierbildes in Nr. 2:

Der Mann ist an der Sägemühle versteckt; betrachtet man das Bild von rechts, sieht man ihn deutlich. Der Kopf stößt an den Felsabhang.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 2:
Gemeinsame Ziele.

Auflösung der Geheimschrift in Nr. 2:
Die Liebe, die verging, war keine wahre.

Richtige Lösungen sandten ein: Aus Nr. 1: Rudolf und Artur Loman; Max Starosjit; Karl Bilaczek, Dresden-A. Aus Nr. 2: Karl Schulze, Dresden.